

Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung.

Alle unbesagte eingekaufte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Lehrer und Pfarrer.

In den Landbezirken Braunschweigs, das in diesem Falle durchaus mit Preußen identisch ist, herrscht über den Volksschullehrer des Herrn Geistlichen persönliches Regiment. Daß diese Abhängigkeit eine vollständige ist und sich nicht nur auf die Beamten im Dienst, sondern auch auf den Lehrer als Gatten, als Vater, als Staatsbürger (wenn man so sagen darf), ja sogar auf den Lehrer als einsamen Spaziergänger und Jäger erstreckt, zeigt der prächtige Briefwechsel, der dieser Tage aus dem Braunschweigischen bekannt wird: Hochwürden! Nächsten Mittwoch schließt mein Unterrichtsunplanmäßig mittags zwölf Uhr. Falls es das Wetter erlaubt, gebe ich nach Tisch einen Besuch bei dem Wetterwechsel, und erbitte mir dazu Ew. Hochwürden den Erlaubnis, indem ich zugleich verpöche, vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause zu sein. Mit Gerechtigkeit unterrichtet der Lehrer. Und die Antwort? Hochwürden müssen sich sehr wundern. Kaum ist die fündenspendende Feiertagzeit mit Hilfe des Kalenders glücklich überstanden, und schon will so ein Schulmeister in seiner freien Zeit treiben, was ihm einigermaßen Vergnügen bereitet! Also es ist nicht mit dem Pächtergang. Lovp, untertänigster Witten. Trovchem der Erwachene das Verpöchen gibt, bei Sonnenuntergang, wie ein Anabe, dem der gestrenge Penfionswäter mit strenger Abgrenzung Urlaub gab, wieder hübsch artig in seinem Zimmer zu sitzen. Hochwürden sind nicht geneigt, den Konfess zu geben. Anstatt nordöstlichen Sinnes durch das Feld zu streifen, lassen Sie uns lieber mit Maria-Sinn fromm zu Jesu führen. Wie das Wetter los! Und wie man sich schon darauf gefreut hat! Senkend stellt der Schulmeister die Plinte in die Ecke. Mit Maria-Sinn fromm zu Jesu führen. Hochwürden haben es so befohlen, und Hochwürden sind in Gnaden kein Vernunft.

Nach in den Landbezirken Preußens herrscht über den Volksschullehrer des Herrn Geistlichen persönliches Regiment. Natürlich, — die kirchliche Kommandogewalt wird nicht immer sich so geübtig fühlameit freuen, und es gibt auch heute schon der Lehrer genug, für die der hier drohende Entscheidungslampf, ob Hochwürden nächstens auch über die Länge ihrer Zigarren oder die Stärke ihres Kaffees zu befinden haben, nichts Schwereendes gehabt hätte, und diesen wäre ob so anmahenden Behelbes der Pächtergang nun ein ganz besonderes Vergnügen gewesen. Aber dies Abhängigkeitsverhältnis ist Sklaventhum. Kein Stand sieht Behelbes. Nicht der Offizier. Ist des Dienstes Zeit vorüber, geht er als Freier umher. Nicht der Bureaukrat. Seine Pflicht wird nach Stunden bemessen, und der Rest ist sein. Nicht der bescheidene Angestellte, nicht der Acker, nicht die Magd. Sagte ihnen der Protokoller: Wenn ihr euch in eurer Freiheit vergnügen wollt, müßt ihr fragen, ob die Art eurer Unterhaltung uns auch genehm. Sodann wäre die Antwort, und der Protokoller sage die Untergebenen im selbigen Augenblicke als Schwereendes. Also dies äußere Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem Ortschulinspektor und dem Lehrer ist Sklaventhum. Jeder, dem die Freiheit des anderen auch ein Stück seiner Freiheit ist, empfindet sich dagegen. Und doch, was ist diese Abhängigkeit bis in die letzten Winkel des Lehrverhältnisses hinein gegen die unerschütterliche Keitheit, die des Pfarrers Untergebener als Menschenbildner im Schulhause trägt? Es gibt der Menschen viele, die den gläubigen Pfarrer nicht gelten lassen wollen. Sie haben unrecht. Der gläubige

Pfarrer ist ein ehrlcher Mann. Aber was ist der Pfarrer im Sinne der Kirche? Was muß er sein? Einer, der die Wahrheit ansieht, als erbe er in sie wie den Namen seines Vaters. Also ein Hüter, ein Bewahrer. Die Dogmatiker sind eine bestimmte (wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, immer mehr aussterbende) Klasse von Menschen, die über einen Punkt ihrer Erbschaft nicht hinauskommen können. Sie sind sehr glücklich dabei und preisen ihre Seligkeit aller Orten. Niemand verwehrt es ihnen. So lange sie ihre Seligkeit niemandem aufzuwiegen, sind sie im Recht. Die Kirche, die der Verkündige mit Religion nicht verwechselt wird, ist das Institut, das im Auftrage und mit Unterstützung des Staates der Menschheit ein bestimmtes Dogma zu predigen bestimmt ist. Es ist wunderbar, daß die Gläubigen sich gegen diese Idee, das religiöse Bedürfnis der Menschen zu dem laienhaftigen Zueiden zu verwerten, nicht wehren und nicht am lautesten die enbliche Trennung von Kirche und Staat fordern. Sie werden es nie tun. Die Trennung von Kirche und Staat und die Trennung von Kirche und Schule zum Heile eines gesunden religiösen Lebens wird auch in Deutschland gegen den Willen der Kirche durchgesetzt werden müssen. Wirkliches Kirchenleben aber gehört schon heute der Vergangenheit an. Nur für ein in den Stand ist das Mittelalter noch immer die Gegenwart, für den Volksschullehrer. Am den Einfluß seiner Kirche bei der Verenden sicher zu stellen, hat der Staat die Volksschullehrer zu Sklaven der Kirche gemacht. Die Lehrer rekurrieren sich aus der Menschheit im allgemeinen. Nicht aus der bestimmten Klasse von Menschen, die im Sinne der Kirche die Gläubigen sind. Die Kirche weiß es. Der Staat weiß es. Es folgt sie beide nicht. Der Volksschullehrer braucht ja gar nicht an das Dogma zu glauben. Er soll nur andere das Dogma lehren. So wird er, der uns den Menschen der Zukunft schuldet, gezwungen, täglich sich selbst zu verraten. Und die Verenden? Was wird ihnen als Religion vorgeführt? Der Lehrer opfert auf dem Altar des Dogmas, das so, wie er es in die jungen Herzen hineinpflanzen muß, längst kein Dogma nicht mehr ist, täglich ihren Glauben. Die müde, wie ihm, was er schließlich sagen kann. Aber von den heranwachsenden Kindern starkes Empfinden hat, fahrt sich angebend, mißhandelt. Der Schüler weiß ja nicht, daß der Lehrer so kalt ist, weil er oft nur mit seinen Lippen das Dogma der anderen verkündet hat. Das ist es. Der gläubige Pfarrer ist ein ehrlcher Mann. Aber der ehrlche Mann lasse auch dem Lehrer seine Ehrlichkeit. Nur freie Menschen können Menschen erziehen.

Die neue Phase der Konferenzfrage. Eine deutsche offiziöse Äußerung. (Telegramm unferes Korrespondenten.)

Ein inspirierter Artikel der „Aöln. Ztg.“ erklärt es für bringend erwünscht, daß, wie in der östereichisch-ungarischen Note vorgeschlagen, vor der Konferenz ein Einberufungsbescheid über die b o s n i s c h e Frage erzählt werde. Eine ferne Aussprache auf der Konferenz selbst werde wahrscheinlich erhebliche Gefahren für den friedlichen Ausgang bergen. „Es ist das eben“, sagt der Artikel, „wie bei gefährlichen wissenschaftlichen Versuchen. Auch diese wird man zuerst in der Abgeschlossenheit eines stillen Laborsatoriums vornehmen, um sie erst dann dem großen Auditorium fertig

vorzuführen. Wer wirklich die friedliche Austragung der bestehenden Schwierigkeiten wünscht, wird auch gegen solche dem vorbereitenden Abschluß erreichende Verhandlungen unter den Rabinetten nichts einzuwenden können.

Asquiths Zauderpolitik.

Gestern Abend hielt der Premierminister bei dem Festmahle des „National Liberal Club“ seine mit Spannung erwartete Rede. Er begann mit einer taktischen Eingangsrede in das Oberhaus wegen seiner Haltung gegenüber der Schantheit und dem Unterrichtsgebot und rief damit den lauten Jubel der sich vom ihren Seiten erhebenden Zuhörer hervor. Die Lords hätten die Aienfinghll abgulehen beschloffen, ehe sie ihnen überhaupt zugestimmt war. Ihr Verhalten, das allem parlamentarischen Fortkommen hohen Breche, sei für alle Anhänger der Selbstregierung des Volkes ein erniedrigendes Schauspiel gewesen. Der Herrschaft der Lords müsse ein Ende gemacht werden; sie seien eine unverantwortliche Korporation, die nicht den Anspruch erheben könnte, den Willen des Volkes zu vertreten. Allein diese energische und begeisterte aufgenommene Rede endete schließlich in einem fischschwanz. Asquith will dem Oberhause nicht den Gefallen tun, das Parlament sofort aufzulösen. Das hieße dem Oberhause das Recht zugestehen, Zeit und Anlaß der Auflösung nach seinem Wohlgefallen zu bestimmen. Es bleibe dem gegenwärtigen Parlament noch genug zu tun. In der nächsten Abgeordnete wurden noch zahlreiche schwierige Fragen, die den Handel und die Finanzen betreffen, enthalten sein. Das anseht schwer an Erhaltung zu stellen, ob das Land dem Freihandeltren bleiben oder zu dem Bestimmung bindenden Schutzgölz zurückkehren wolle. Asquith sagte seinen Hörern aber nicht, wohn er, nachdem er den Ruf zu den Waffen gegen das Oberhaus erlassen ließ, seine Truppen führen will. Die Situation ist auf der Höhe. Die Situation ist für die Stellung nach der Vereinbarung des Budgets gegen die Lords die günstigste. Wer weiß, ob der Ruf zu den Waffen nach Schluß der beschlossenen vierden Session verhallt und das Gesicht der liberalen Partei befeigt ist? Der Beifall hatte am Schluß der Rede stark nachgelassen. Die Worte Asquiths als „Fabus cunctator“ sagte der Versammlung angediehen nicht zu.

Die Presse über Asquiths Rede.

Die liberale Presse zeigt gegenüber Asquiths Rede eine gemeinsame Front. Sie beginnt sich mit der Versicherung, daß die Frage des Kampfes gegen das Oberhaus alle anderen in den Schatten stellen würde. Die Krisenklärung sei erfolgt, und wenn das Oberhaus die Invererrenheit haben würde, selbst ein demokratisches Budget zu verwerten, dann müße der Ruf zu den Waffen sofort ergehen. Asquith habe zwar nicht gesagt, was geschehen solle, wenn das Budget nicht falle. Es seien für diesen Fall aber doch noch so viele wichtige Fragen nicht erfüllt, daß die Session damit zu schließen sei. Asquith hat nicht erklärt, was er zu beabsichtigen hat. Aber der verantwortliche Leiter einer großen Majorität im Unterhause braucht nicht den künftigen Gang der Dinge zu genau zu definieren. Es ist jedoch für alle Abteilungen an der Zeit, ihre Politik bereit zu halten, denn man kann nicht wissen, welches Schicksal das Budget haben wird, und bereit sein ist alles. Ganz im gleichen Sinne äußert sich Daily

Operninszenierung.

Von Hans Gregor, Direktor der Königl. Oper.

Bevor ich vom Werdegange einer Operninszenierung erzähle, bevor ich deutlicher mit dem Finger da und dort die Stelle bezeichne, wo der erwünschte kräftige Gebelrud ansetzen mühte, möchte ich als Reflexion meiner einleitenden Ausführungen nochmals die drei folgenden Axiome unterstreichen: Die Partitur ist nicht die Oper, der Skizzenplan nicht der Künstler, der Darsteller nicht die Aufführung! Gerade in bezug auf den letzten Punkt, den ich bisher nur mit einer ganz gelegentlichen Bemerkung gestreift habe, befinde ich mich mit vielen Zuschauern und auch Ausführenden, im Widerspruch. Ich weiß, im Publikum werden nur wenige den Standpunkt des Herzogs von Reiningen begreifen, der einmal einem Darsteller gekündigt haben soll, weil er (man denke!) in einer Episode vom Publikum applaudiert wurde. Was kann denn, so meint man, dem Aufführung mehr zum Vorteil gereichen, als vorzügliche Einzelleistungen, selbst an bescheidener Stelle. Aber, über das, was vorzüglich ist, quittiert niemals der Applaus, sondern über Hervorragendes, und der subtile Regisseur beherrscht das Hervorragende, das heißt alle das, was ungewollt über die von ihm gegebene Linie, unzulässig aus dem von ihm geschaffenen Rahmen hervortritt, denn es verzieht die Spitze der Szene, die Höhenverhältnisse der Gesamtdarstellung, wie er sie sieht. Eine Anzahl „hervorragender“ Einzelleistungen kann sogar zu einer eminenten Gefahr für das ganze Kunstwerk werden. Der ausübende Künstler empfindet die Vormachtstellung des Regisseurs, wie ich sie fordere, schon aus egoistischen Gründen ganz natürlich meist als eine Beeinträchtigung seiner künstlerischen Freiheit; er sagt, wie Willi Lehmann, aber die „Regie, die regiert“ (leider tut sie es in der Oper zu wenig), und doch ist die sogenannte „Regie wie sie ist“.

das heißt der Wille, der auf dem Regiestuhle sitzt, nichts weiter als der Wille des einzigen Mitwirkenden, der außerhalb des Kunstwerkes steht, des einzigen, der deshalb das große Ganze im Auge hat, im Auge haben kann. Nicht Ueberhebung führt zu dieser „Vormachtstellung“ des Regisseurs, sondern die unabweisbare Logik der Tatsachen, daß man vor dem Gewände stehend eine monumentale Pracht überdauern kann, daß eine Säule, sei sie so wichtig in dem Bauwerke, wie sie wolle, sich zwar, wenn sie Intelligenz genug besitzt, ein Bild von dem Raum und der Bedeutung machen kann, die sie in der Dekoration des Kunstwerkes einnimmt, niemals aber von ihrem beschränkten Range aus die Gewisheit haben wird, ob sie denn auch diesen Raum ausfüllt. Und dann veresse man doch eines nicht, was dem Bühnenkünstlerstande so oft zum Tadel gereicht, aber meines Dafürhaltens in der Natur der Dinge begründet liegt. Woher kommt seine eminenten Selbstüberhöhung, die man in gleichem Maße nicht beim Maler, nicht beim Bildhauer, nicht beim Schriftsteller trifft? Alle diese sind in der Lage, ihre Kunstprodukte zu objektivieren, nach Tagen, nach Wochen, außerhalb ihres Werkes stehend, ruhigen Auges dieses auf jedes Mankten zu prüfen. Das Kunstgebilde des Bühnenkünstlers läßt eine fähige Nachprüfung durch seinen Proponenten nicht zu, es verfliehet in dem Augenblicke, da es entsteht, und mehr noch, sein eigener Körper ist das Material, mit dem er arbeitet. Wie wollte er den beobachten? Ja könnte er das, könnte er sich selbst einmal vom Zuschauer aus sehen und hören, ich glaube selbst, manch einer würde schleunigst Schminckstulle und Trifots verkaufen und der Bühne Ballet sagen. Wie die Dinge sind, bildet sich der Bühnenkünstlers Anteil über das, was er ist und kann, lediglich aus dem Eindrücke, den er auf andere macht, er findet nicht in dem Maße, wie der Maler, der Bildhauer, der Schriftsteller, in seinem eigenen Kunstverständnis das Korrektiv für seine Leistung. So kommt es, daß Leute mit sogenanntem absoluten Ohr zwar jede geringfügige Tonmischung bei ihren Kollegen hören, aber sich selbst aber nicht die geringste Kontrolle haben. Welcher Eitelliche liebt denn um sich selbst so wenig, daß er da, wo er also aus eigener Erfahrung nur wenig

weiß, Artigkeiten, Komplimenten, die sich zu ihm drängen, nicht willig glauben würde. Wie oft erlauben Situationen und Verhältnisse denn überhaupt einem anderen gegenüber ein freies Wort, das verhehlen könnte! Ich war mit einem der prächtigsten, liebenswürdigsten Künstler, mit Emil Göhe, kurz vor seinem Tode, nach einer „Vohengrin“-Aufführung, in der er die Zierliche lang, zusammen. Während der ganzen Aufführung hatte ich nur einen armen Kintenden auf der Szene gesehen, der vergebens die Trimmer seiner einst so unvergleichlichen Mittel zusammenzubalten bestrebt war. „Ja, Gregor“, fragte er mich, „wie war ich heute abend? Sie kennen mich ja aus meiner frühesten Dresdenzeit, habe ich nicht wieder meine Stimme wie früher?“ Und auf ein unferes — was sollte ich anders erwidern — „Gewiß, gewiß!“ fuhr er fort: „Ja, sehen Sie, wenn ich nichts trinke und nicht mehr so oft singe, fühle ich mich ganz der Alte.“ Am nächsten Tage las ich in der Zeitung: „Der die Silberhaltung Emil Göhes hat ihren Edelmetallglanz bewahrt, aber die Stimme —.“ Kurzum, einer vernünftigen Regie, so hart das an sich klingen mag, darf der Darsteller nicht das Recht zu sich zu erf alles gelten; die vernünftige Regie gibt jedem einzelnen Kunstfaktor nur so viel Licht und Luft und Bewegungsfreiheit und Raum, wie sie für richtig und angemessen erachtet. Sie breitet dämpfend die Hand über den einen und treibt den anderen mit Peitsche und Sporen zum Ziele, damit kein Bildung und kein Nachzügler den Zusammenfall störe. So wird denn ganz naturgemäß die Auffindung des Grundtones des zu inszenierenden Opernwerkes vor allem anderen die erste Regiefrage sein müssen, denn auf ihm basieren Dynamik, Rhythmus, Szenenbild, Stil, kurzum die ganze Aufmachung der Darbietung. Es ist klar, daß derselbe humoristische Vorfall, je nach dem Schauplatz und den zufälligen Begleitumständen ganz verschieden wirken muß, daß derselbe Vorfall, der auf dem Karneval unbändige Feitkeiseit auslösen würde, sich zu einem dünnen Nadeln im Trauerhause modifiziert, es ist klar, daß eine etwas mythisch-symbolistische Stimmung, die aus dem Werke klingt, den Stil der Aufführung (Szenenbild und Tonliches!) wesentlich beeinflussen muß, es ist klar, daß bei einem Bühnenwerke das rein musikalische Moment zu

\* Siehe auch Nummer 601 und 607 des „Berliner Tageblattes“.